

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 19 (1915)

**Artikel:** Die drei Seelsorger [Schluss]

**Autor:** Haemig, Lucie

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571983>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die drei Seelsorger.

Novelle von Lucie Haemig, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Gerhard und Steiner waren recht niedergeschlagen, als sie davon hörten, daß Frau Madeleine ihre künftigen Grabbesuche ohne Begleitung ausführen wolle. Man drang mit Fragen in Meister, die jener jedoch nur unbefriedigend zu beantworten wußte. Das seltsame Verlangen wurde schließlich einer Verschlimmerung im Seelenzustand der kleinen Frau zugeschrieben, und damit glaubte man allen Grund zu haben, die Nermste aufs neue mit zärtlicher Fürsorge zu umgeben. Wie die junge Frau sich daher an einem der nächsten Abende gleich nach dem Nachtessen auf ihr Zimmer zurückziehen wollte, widersprachen die drei Männer energisch. Man nötigte sie, mit ins Wohnzimmer herüberzukommen, um dort den Abend gemeinsam zu verbringen. Frau Madeleine brachte allerlei Einwände vor; als aber alle an der Starrköpfigkeit ihrer Beschützer zunichte gingen, nahm sie stillschweigend ihren gewohnten Platz am Fenster ein.

Steiner und Meister ließen sich auf dem lichtgrünen Sofa nieder, dessen Ueberzug an ein stilles seegrasbewachsenes Wasser mahnte, und führten zunächst ein Gespräch unter sich, im Flüsterton. Gerhard schritt mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab, und wenn die Unterhaltung der beiden Freunde allzulaut zu werden drohte, blieb er stehen oder räusperte sich auf eine Art, die nicht mißzuverstehen war.

Als es aber im Zimmer begann dunkel zu werden und die Abendschatten wie eitle Müßiggänger den Wänden entlang schllichen, da machte Meister den Vorschlag, das elektrische Licht aufzudrehen. Und wie nun der rötliche Schimmer gleich einer freundlichen Sonne den Raum erhellsen und sämtlichen Gegenständen einen warmen Glanz verlieh, da sahen die drei Männer plötzlich, daß Frau Madeleine weinte. Meister sah es zuerst und stieß den ahnungslos neben ihm sitzenden Freund leicht mit dem Ellenbogen an. Steiners Augen gewöhnten sich jedoch nur allmählich an die

blendende Lichtfülle, und erst als er, Steiner, laut und unvermittelt zu pfeifen begann, wußte Meister, daß auch der Freund die traurige Tatsache bemerkte hat. Kurz darauf hielt auch Gerhard in seiner Wanderung inne, und nun blickten sie alle drei besorgt nach dem Fenster hinüber, an dem die junge Frau saß und sich still ihrem Schmerz hingab.

Der Fall hätte sich eigentlich voraussehen lassen, und dennoch traf er sie alle unvorbereitet. Nicht, daß ein jeder von ihnen sich nicht schon in einer ähnlichen Lage befunden, das war es nicht, sondern allein die überraschende Tatsache, daß man eine Frau Madeleine nicht weinen sehen konnte, ohne daß das eigene Herz heimlich mitweinte. In dieser sonderbaren Stimmung aber scheute man sich, die einfachste Redensart lautwerden zu lassen, und das aus bloßer Angst, es möchte bei dem Versuch, die Unglückliche zu trösten, ein Wort mit unterfließen, das mehr wie herkömmliche Anteilnahme verriet und besser ungesagt geblieben wäre.

Gerhard war der erste, der all diese Bedenken überwand und Frau Madeleine mit einfachen herzlichen Worten bat, ihren Platz am Fenster aufzugeben, um sich mitten unter sie zu setzen. So folgsam, wie die junge Frau jeweilen Franz Steffens Grab verließ, wenn sie dazu aufgefordert wurde, so willig erhob sie sich jetzt von ihrem Sitz. Wie sie aber mitten im Zimmer stand, unendlich schön in ihrem langen Trauergewande, da glitten ihre Augen in stummer Qual den Wänden entlang. Und plötzlich griff sie wie in aufsteigendem Schmerz mit der Hand nach der Stirne und sagte ganz laut und deutlich: „Wenn ich nur sterben könnte!“

Das Wort flog wie ein dunkler Falter von ihren Lippen, und seine schwarzen Schwingen schienen selbst das Licht der Lampe zu verdüstern. Meister hielt es nicht länger auf dem Sofa. So, als wenn er von einer Viper gestochen worden wäre, sprang er auf und begann mit

den Händen in den Taschen einen planlosen Lauf um den Tisch. Steiner war im Begriff, es dem Freunde gleichzutun, da traf ihn noch zur rechten Zeit ein verweisender Blick Gerhards.

Frau Madeleine war indessen auf einen Stuhl gesunken und schluchzte verzweifelt in ihr vorgehaltenes schwarzumrandertes Taschentuch. „Franz — Franz!“ wimmerte sie in wahrhaft herzerbrechendem Tone, und dabei schüttelte sich ihr zarter Körper wie im Fieber. Dieser heftige Schmerzesausbruch schien selbst Gerhard die Fassung zu rauben. Er stand und starre unbeweglich auf die Unglückliche nieder und wußte nicht, was er zunächst beginnen sollte. Erst wie Frau Madeleines Jammern sich abzuschwächen begann, entschloß er sich nach einem Stuhl zu greifen, um ihr in liebevoller Weise zuzureden. Und er verstand das Zureden. Er sprach davon, wie sie mit ihrer großen Liebe dem Kranken seine letzten Stunden leicht und schön gemacht habe, und davon, daß nur Auserwählte ein solches Sterben hätten. Ordentlich warm redete er sich dabei, und als er endlich schwieg, da hob Frau Madeleine ihr tränengebadetes Gesichtchen und sagte leise: „Ich will ja gern allen Kummer tragen, wenn ich nur mit Bestimmtheit wüßte, ob ich Franz einst wiedersehen werde...“

Meister, der während Gerhards Trostversuchen stehen geblieben war, hatte seine Wanderung um den Tisch wieder aufgenommen, und diesmal konnte es Gerhard nicht hindern, daß auch Steiner sich von seinem Sitz erhob, indem er sich berufen fühlte, die Fenster zu schließen.

Madeleine Steffen sprach indessen in demselben leise eindringlichen Tone weiter: „Wenn Sie an einen Gott glauben, Gerhard, dann lehren Sie mich, daß auch ich an ihn glauben kann. Sie müssen aber so zu mir sprechen, daß ich es verstehen kann. Das, was Pfarrer Schucan kürzlich von der Ewigkeit sagte, das war zu allgemein. Ich bin ja freilich in der christlichen Lehre auferzogen worden, aber darüber, ob man sich nach dem Tode wiedersieht, habe ich wohl eigentlich nie so recht nachgedacht. Solange man glücklich ist, denkt man ja auch nicht ans Ster-

ben; aber nachher, da wird es freilich ganz anders, da kommt man nicht mehr los von diesem Gedanken, da muß man es wissen, ob es einen Gott gibt oder nicht. Demn, wenn ich Franz nie wiedersehen sollte, dann mag ich keinen Tag mehr länger leben — dann gehöre ich dahin, wo er jetzt ist ... Aber das alles ist wohl sehr schwer zu erklären — wie, Gerhard?“

„Läßt uns auf den Balkon hinausgehen, da läßt sich über dergleichen Dinge leichter reden,“ sagte da Steiner, der dem Gespräch mit wachsendem Unbehagen gefolgt war und die dringende Notwendigkeit einer Pause einsah, die dem Freund Gelegenheit bot, sich für die heiße Frage notdürftig vorzubereiten.

Meister schien derselben Ansicht zu sein; denn die Art, wie er voreilig und ohne erst die Zustimmung der jungen Frau abzuwarten das Licht abdrehte und alsbald auf dem Balkon draußen mit einem geräuschvollen Hin- und Herschieben der Liegestühle begann, wies deutlich darauf hin, daß auch er für den Ausgang des Gesprächs besorgt war. Während Frau Madeleine noch immer im Dunkeln des Zimmers stand, begann er mit einer umständlichen Verteilung der Kissen und Reisedecken, änderte wiederholt die Stellung der Stühle und beobachtete zuletzt mit vorgehaltenem Zeigfinger die Windverhältnisse.

Gerhard und Steiner waren indessen an die hölzerne Balustrade des Balkongeländers herangetreten und unterhielten folgendes Gespräch miteinander:

„Du wirst ihr doch um alles nicht sagen wollen, daß wir keine Gläubigen sind! Bedenke bloß, in welch traurigem seelischem Zustand sie sich befindet!“

„Ah, Unsinn — aber leicht wird es mir nicht werden, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Falls du Lust haben solltest, bitte, geniere dich nicht!“

„Ich? Du bist wohl nicht recht gescheit! Aber wenn du glaubst, du kannst es nicht, dann las es lieber bleiben. In dem Fall muß Meister heran. An Phantasie fehlt's ihm nicht, ich glaube auch, daß er tatsächlich an etwas glaubt — nur fürchte ich, er bringt die Sache zu keinem anständigen Abschluß.“

„Wenn's nur an dem liegen sollte, ist unsereiner immer noch da,“ meinte Gerhard erleichtert. „Probieren wir's mit ihm; ich muß sagen, mir ist das alles furchtbar peinlich!“

Als Meister eben mit seinen Vorbereitungen fertig war und die junge Frau bitten wollte, ihren Platz auf dem Balkon einzunehmen, zog ihn Steiner am Ärmel auf die Seite. „Du, hör' mal,“ begann er leichthin, „Gerhard fühlt sich nicht zum Aufklärer berufen. Er meint, du würdest dich besser dazu eignen. Selbstverständlich mußt du versuchen, ihr die Anwesenheit eines Gottes klarzumachen. In dem Zustand, in dem sie sich momentan befindet, braucht sie unfehlbar einen Halt, andernfalls verliert sie allen Mut zum Leben — hast ja vorhin selbst mit angehört, was sie sagte!“

„Gewiß, gewiß,“ meinte Meister nachdrücklich. „Wenn sie nun aber darauf bestehen sollte, Gerhards Gott kennen zu lernen, was dann?“

„Dann sagst du ganz einfach, ihr würdet denselben Gott anerkennen. Es gibt ja auch nur einen Gott — wie du dich bloß so dumm stellen kannst!“

Gerhard hatte inzwischen Frau Madeleine auf den Liegestuhl gebettet, und nun schütteten sich auch die drei Männer an, ihre bereitgehaltenen Plätze einzunehmen. Steiner wollte Meister inanbetracht der schwierigen Aufgabe, die er zu lösen hatte, den Ehrenplatz zur Rechten der jungen Frau einräumen, davon aber wollte der Freund ein für allemal nichts wissen. Er zog sich vielmehr mit seinem Stuhl unauffällig in den Hintergrund zurück. Und wie sie nun alle mit glänzenden Augen in den klaren Sternenhimmel hineinblickten, da wiederholte Frau Madeleine ihre Bitte, den unsterblichen Gott kennen zu lernen.

Vorerst blieb es ganz still; dann hob Gerhard ein klein wenig den Kopf und blickte erwartungsvoll und zugleich aufmunternd nach der Ecke hin, in der sich Meister niedergelassen hatte. Als aber der Freund keine Anstalten traf, mit seiner Aufklärung zu beginnen, da meinte Gerhard freundlich: „Ich glaube fast, Meister, du kannst von uns dreien am besten reden; willst du versuchen, Frau Madeleines Frage zu beantworten?“

Über das unschöne, jedoch von einer großen Güte befeelte Antlitz des Freundes spazierte soeben des Mondes wunderbares Silberlicht. Das struppige rote Haar leuchtete in einer Fülle herrlicher Farben und sah sich von weitem betrachtet wie eine Art unförmiger Heiligschein an. Auf dem schmalen, reichlich lang bemessenen Nasenrücken aber hatten die Sommersprossen ein nedisches Spiel begonnen. Wie Mücken, die sich an der Sonne freuen, tanzten sie fröhlich auf und nieder, um sich bald vereinzelt, bald in Scharen auf ihren kurzbemessenen Plätzchen niederzulassen. Ihr Besitzer blickte indessen mit den treuherzigen Augen eines unschuldigen Knäbleins in die helle Nacht hinaus und meinte ein Klein wenig verlegen:

„Ich glaube wohl an einen Gott; ob er aber der richtige ist, vermag ich nicht zu sagen. So viel ist gewiß, daß er mir genügt, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, seine Gegenwart jemals als unangenehm oder lästig empfunden zu haben.“

Hier machte Meister eine Pause, und als niemand Einsprache erhob, fuhr er merklich führner geworden fort: „Dieser Gott, von dem ich jetzt spreche, gesellt sich meistens im Freien zu mir. Ich glaube, er liebt es, daß wir Menschen uns soviel als tunlich in der Natur aufzuhalten. Die Natur bildet gleichsam die Schulstube, in der er uns für die Ewigkeit vorbereitet. Wenn wir so gemeinsam wandern, macht mich der Gott auf allerlei aufmerksam. Oft hat er mir so viel zu sagen, daß wir nur langsam vorwärtstrommen. „Schau dir die Blumen am Wege an,“ sagt er zu mir, „sind sie nicht herrlich in ihrer frischen Pracht und still und unauffällig in ihrem Wachstum? Nimm sie dir als Vorbild! Auch dein Leben soll ein stilles Wachsen sein, denn nur so wirst du die Blume zum Blühen bringen, die ihr Menschen Glück und Erfolg neint!“ Ich nickte zustimmend, und wir wandern weiter. Vor einem wildschäumenden Bergbach bleibt der Gott abermals stehen. „Da komm her und sieh dir dieses reine Wasser an,“ sagt er; „gerade so hell und klar sollen deine Gedanken sein, und wenn es gilt, ein gutes Werk zu vollenden, soll die Kraft, die dir aus dem Herzen strömt, diesem unversieg-

baren Quell hier gleichkommen!“ Und wieder schreiten wir weiter, und diesmal blickt der Gott gen Himmel, und sein Antlitz scheint sich völlig zu verflären. „Dein schönstes und eifrigstes Streben,“ belehrt er mich, „soll sein, der Sonne ähnlich zu werden. Es ist dies eigentlich sehr leicht; aber ihr Menschen wollt ja meistens nicht, daß man euch etwas leicht macht, sondern glaubt zu allem einen Haufen Verstand zu gebrauchen. Wie furchtbar klein ist die Zahl derer, die gemerkt hat, daß ich jedem von euch eine kleine Sonne mit auf den Weg gab, die nur darauf wartet, beachtet zu werden! Aber freilich, solange ihr den Platz in euern Herzen, der dieser Sonne zufolgt, mit allerlei unnützen Gedanken und eitelm Land belegt, wird sie ihr warmes Licht nie recht entfalten können und zeitlebens ein armeliges Flämmchen bleiben!“ Wir schreiten weiter, und der Gott blickt noch immer gen Himmel. Diesmal ist es aber nicht die große Erdensonne, die seine Blicke fesselt, sondern die Wolken, die in langen lustigen Reihen vorüberziehen. „Auch denen sollst du gleichen,“ belehrt er mich. „Man nennt es zwar Leichtsinn, das Gebaren dieser weißen Lichtgestalten; aber sofern du meine früheren Ermahnungen beherzigst, wird dir der Leichtsinn nichts Uebles anhaben können. Betrachte ihn als ein Spielzeug, an dem man sich erfreut und das man, wenn die Zeit der stillen Einkehr kommt, wieder fein säuberlich beiseite stellt. Denn ob alt oder jung, Kinder bleibt ihr doch ewiglich, und wenn ihr nicht euern Zeitvertreib habt, so gebt ihr vor der Zeit vergrämte Philister und mürrische Stubenhocker. Wir sehen unsere Wanderung fort, bis der Gott abermals stehen bleibt und horchend die Hand ans Ohr legt. „Hörst du nichts?“ fragt er mich. „Das ist der Donner, der die Erde erzittern läßt. Auch ihm sollst du gleichen, denn ich mag keine Duckmäuser um mich haben. Brüllt und wettert meinetwegen, soweil ihr wollt, nur verlange ich, daß der Zorn, der aus euch spricht, aus einem gerechten Herzen kommt. Nachher aber soll eure Seele der Erde gleichen, über die ein Gewitter gegangen ist und die nichts als Frieden atmet!“

Hier hielt Meister inne; denn im Moment konnte er sich auf kein weiteres Ge-

spräch mit seinem Gott besinnen. Frau Madeleine seufzte leise. Wie Meister aber auch auf diesen Seufzer schweigsam blieb, da hob sie unmerklich den dunklen Kopf und fragte schüchtern: „Was sagt denn aber dieser Gott zu einem Wiedersehen nach dem Tode?“

Meister blickte unverwandt in den Sternenhimmel hinein. „Darüber habe ich ihn noch nie befragt,“ gestand er ehrlich. „Ich glaube aber, er würde sagen: „So, bist du auch einer von den Zweiflern? Wenn ich nur diese Untugend einmal unter euch ausrotten könnte! Eure schönsten Pläne scheitern, und das nur deshalb, weil ihr glaubt, der Zweifel müsse bei allem, was ihr unternehmt, unbedingt dabei sein. Habt ihr je schon gesehen, daß ein Vogel an seiner Kunst verzagt, wenn es gilt, ein Nest zu bauen? Und nun glaubt ihr gar, daß ich mir bei Lebzeiten so viel Mühe mit euch gebe, um euch nachher für immer in die Falle zu stellen? Es fällt euch wohl gar nicht ein zu denken, daß auch ich einmal meine Freude haben könnte und mich, wenn eure Lehrzeit beendet ist, wie jeder alte Vater am Glück und Wohlergehen seiner Kinder freuen möchte?“

Frau Madeleine hob schon wieder den Kopf und blickte mit großen, nachdenklichen Augen zu dem Sprecher hinüber. „Weshalb aber,“ fragte sie, „wartet denn dieser Gott nicht, bis wir alt geworden sind? Das ist es ja eben, was ich nicht verstehen kann. Weshalb trennt er Menschen, die jung sind und sich lieben?“

Meister schwieg gedankenwoll. Erst nach einer langen Pause sagte er: „Ja, das ist freilich nicht leicht zu verstehen — und doch — mir ist, als müßten wir auch hierin den Gott zu verstehen suchen. Und ich glaube heinache, ich kann ihn verstehen. Denn schließlich, was heißt verstehen anderes, als sich so recht in die Lage eines Dritten zu versetzen? Hier mag es ja allerdings etwas sonderbar klingen; aber warum sollten wir uns nicht Mühe geben, auch einen Gott zu verstehen?“

„Reden Sie,“ bat Frau Madeleine leise.

Meister machte nochmals eine Pause, dann begann er: „Der Gott, von dem ich jetzt rede, hat Ihnen das Leben geschenkt.

Er hat Sie als ein niedliches kleines Mädchen heranwachsen sehen, und eines Tages sind Sie die Frau des Franz Steffen geworden. „Ich habe sie glücklich gemacht,“ wird sich der Gott gesagt haben, „ich mußte sie glücklich machen, weil sie ein sehr liebes Geschöpf ist und ein kindlich reines Herz hat!“ Daraufhin ist der Gott weitergegangen und hat sich um das Los anderer Menschenkinder bemüht. Eines Tages aber ist er wieder zu Frau Madeleine gekommen, etwas müde und enttäuscht vielleicht von den vielen inzwischen gemachten Erfahrungen, und nun sieht er, daß das kleine Mädchen von damals zu einer lieblichen Blume aufgeblüht ist. „Bei ihr will ich mich ausruhen,“ sagt sich der Gott, „denn auch ich habe zuweilen Sonne nötig.“ Von da ab kommt der Gott öfters zu Frau Madeleine, und schließlich vergeht kein Tag, an dem er nicht unsichtbar in ihrer Nähe weilt. Aber so still, wie der Gott kommt, so still geht er wieder von dannen; denn Frau Madeleines Liebe gehört nicht ihm, sondern allein ihrem angetrauten Gatten. „Es ist gut so,“ sagt sich der Gott, „Mann und Weib sollen eins sein! Habe ich das nicht selbst in die Bibel geschrieben?“ Dennoch kam der Gott nicht so recht froh werden, wie er es eigentlich möchte. Auch er hat Frau Madeleine in sein Herz geschlossen und sehnt sich fortwährend nach einem Liebeszeichen von ihr. Immer häufiger treibt ihn die Sehnsucht zu ihr hin, und schließlich schleicht er sich auch nachts an ihr Bett und belauscht ihre Träume — denn wer konnte wissen, ob sie nicht im Traum seinen Namen sprach? Der arme Gott lauschte vergebens. Wie ihm das Herz aber immer schwerer wurde, da überlegte er ernstlich, wie er der kleinen Frau ein klein wenig Liebe abbetteln könne. Und da kam er auf den Gedanken, sie in jene Gegenden zu führen, die in ihrer Schönheit an die Ewigkeit mahnten. „Gib mir deine kleine Hand,“ sagte er zu ihr; „ich will dich an den Strand führen und dir das Meer zeigen!“ Und während er die Wellen zu ihren Füßen spielen ließ, erzählte er ihr von den Muscheln, die im grünsimmernden Meeresgrund lagen, von den Perlen, mit denen die Nixen spielten und die die Menschen auf der

Erde Tränen nannten. Und während er sprach, lag ein Rauschen über dem großen Wasser, als wenn das Nahen einer Engelschar zu erwarten wäre. „Wie schön das alles ist!“ sagte Frau Madeleine leise, und noch leiser fügte sie hinzu: „Franz — wenn du wüßtest wie lieb ich dich habe!“ Der Gott hörte es und seufzte. Dann aber sagte er sich: „Geduld! Einmal muß sie es fühlen, daß du der Schöpfer all dieser Dinge bist, und dann wird sie deinen Namen so andächtig nennen, wie ein Kind, das zum ersten Mal mit Bewußtsein das Wort Mutter spricht.“ Und der Gott mühete sich weiter um Frau Madeleines Liebe. Er führte sie in herrliche, von südländischer Farbenpracht bewachsene Gärten und ließ sie den Duft berückender Blumen einatmen. Am Abend aber, wenn die Luft gesättigt war von der Schönheit der Erde, ließ er sie die Musik großer Meister hören. Wohl schlug Frau Madeleines Herz höher beim Genießen all dieser Herrlichkeiten, ihren Namen aber wollte sie nach wie vor nur von einem genannt wissen. Da überkam den Gott eine große, schmerzhafte Angst, und er sagte sich: „Was soll aus mir und meinem Reich werden, wenn diejenigen, die gut und liebenswert sind, nichts davon wissen wollen? Ist es nicht töricht von mir, ihnen eine zweite Heimat zu schaffen, wenn sie nicht das geringste Verlangen tragen, diese Heimat kennen zu lernen? Oder sollte es doch noch einen Weg geben, sich die Liebe Frau Madeleines zu sichern?“ Der Gott sann und sann, und schließlich wußte er, daß noch ein Weg offen stand, der zu ihr hinführte. Aber freilich, es wurde ihm furchtbar schwer, diesen Weg zu gehen. Viele Tage und Nächte quälte er sich mit einem Entschluß ab, dann aber tat er den schweren Schritt und rief Franz Steffen zu sich. Er tat es mit wehem Herzen und das mit Recht; denn als der junge Mann in seiner ungebrochenen Jugendkraft und Schönheit über die himmlische Schwelle trat, da blickte er dem Gott gerade in die Augen und sagte vorwurfsvoll: „Warum hast du das getan? Weißt du nicht, daß es mir furchtbar schwer wird, ohne meine Madeleine zu leben?“

Hier richtete sich Steiner plötzlich auf

und sagte: „Findet ihr nicht, daß es beginnt kalt zu werden? Ich glaube, wir täten besser, nun hineinzugehen.“

„St, nicht jetzt!“ bat Frau Madeleine eindringlich. Auch Gerhard rührte sich nicht, und Meister schien überhaupt nichts gehört zu haben. Einem plötzlich erwachten Erzählungsdrang gehorchnend fuhr er unbirrt fort:

„Wie der Gott die vorwurfsvollen Augen des jungen Mannes auf sich gerichtet sah, da trat er auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Verzeih mir,“ sagte er demütig, „daß ich es gewagt habe, dich mitten aus deinem jungen Glück zu reißen; aber ich schwöre dir, du sollst sie wiedersehen, und dann wird euch keine Macht der Erde mehr trennen können. Bedenke, daß auch ich sie liebe, und eben deshalb, weil ich sie liebe, mir ihre Seele sichern möchte!“ Der junge Mann blickte gedankenwoll vor sich hin, dann aber schritt er gehorsam und in selige Wiedersehensgedanken versunken dem Garten zu, den ihm der Gott wies und in dem er auf seine geliebte Frau warten sollte. Der Gott aber stand und sah ihm lange nach, und wie die Gestalt zwischen den Blumenbeeten des Paradieses verschwunden war, da machte er eine Bewegung, als wenn er den Davonschreitenden zurückrufen wollte. „Wenn du wüsstest,“ stöhnte er auf, „daß ich kein Recht zum Schwören habe — daß es ungewiß ist, ob du sie je wiedersehnst! Und doch — wie soll ich es über mich bringen, dir die Wahrheit zu sagen? Wie sollte ich es dir begreiflich machen, daß es einen dunkeln, gefährlichen Pfad gibt, der die Menschen in ihrem Schmerz anlockt und von dem ich sie nicht mehr zurückzurufen vermag? O, daß ich euch niemals getrennt hätte, wie schmerzlich bereue ich es jetzt!“ So jammerte der Gott und sank erschöpft auf eine Bank am Wege nieder. Wie er aber den Kopf in die Hände gestützt gramversunken vor sich hinstarrte, da fühlte er sich plötzlich leicht an der Schulter berührt. Und wie er erschrocken die Hände sinken ließ, da sah er, daß der junge Mann von vorhin wieder vor ihm stand. „Weshalb bist du so traurig?“ fragte er den Gott. „Ich hörte dein leises Jammern und bin deshalb wieder zu dir zurückgekehrt.“ Und wie nun die

Augen des jungen Mannes mitleidig auf dem Gott ruhten, da faßte sich dieser ein Herz und sprach: „Ich bin so unglücklich, weil ich dir vorhin die Wahrheit verschwiegen habe. Wohl trennte ich euch, um mir ihre Seele zu sichern, aber noch weiß ich nicht, ob es in meiner Macht steht, mein Vorhaben auszuführen.“ „Ich verstehe dich nicht,“ sagte der junge Mann nachdenklich; „du mußt bedenken, daß ich von der Erde komme und deinen göttlichen Gedanken nicht so ohne weiteres zu folgen vermag.“ Der Gott schwieg bedrückt. „Komm, setz dich zu mir,“ bat er dann, „es wird mir so leichter werden, dir die Wahrheit zu sagen.“ Und als der junge Mann schweigend gehorchte, da faßte der Gott nach seiner Hand und begann also: „Ihr Schmerz über dein Fortgehen ist groß, so groß, daß ich fürchte, sie wird ihn ohne fremde Hilfe nicht überwinden können. Woher aber soll diese Hilfe kommen, wenn nicht von mir, ihrem Gott? Und doch, wie soll ich helfen können, wenn sie meine ausgestreckte Hand abweist? Wenn sie in ihrem Schmerz auf keine Bitte hört und sich nach Erlösung sehndend dem großen Nichts in die Arme wirft? Verstehst du nun, wie groß meine Angst ist und wie sehr ich mich um euch beide bange?“ „Gewiß, ich verstehe dich,“ sagte der junge Mann ernst, „aber deine Angst kann ich dennoch nicht teilen. Wohl macht mich der Gedanke, daß meine Madeleine so leidet, furchtbar traurig, aber deswegen kann ich doch nicht verzweifelt sein, weiß ich doch, daß ich sie dereinst wiedersehen werde. Denn wie sollte sie, die mir immer treu war, einen andern Weg einschlagen als den, den ich gegangen bin?“ Der Gott blieb still. Und als der junge Mann einmal aufblickte, da sah er, daß seine Augen voll großer heimlicher Tränen standen. „Weinst du?“ fragte er ihn teilnehmend. Ueber das Antlitz des Gottes huschte ein wehmütiges Lächeln. „Verzeih mir meine Verzagtheit von vorhin,“ bat er endlich, „ich habe heute von dir lehren können.“ Und als der junge Mann noch immer schweigend blieb, da rückte der Gott noch etwas näher an ihn heran und sagte leise, so leise, daß man es kaum verstehen konnte: „Du mußt nämlich wissen, daß ich noch nie so geliebt worden bin!“

In der Ecke des Erzählers war es stille geworden. Oben am Nachthimmel aber glänzten die großen und kleinen Sterne um die Wette. Der Mond allein verfroch sich hinter den Wipfel einer alten Wettertanne, als müßte er über das soeben Gehörte in Ruhe nachdenken.

Steiner erhob sich von seinem Sitz und begann sich angelegerlich mit dem Umzug ins Zimmer zu beschäftigen. Dabei blickte er verstohlen zu Gerhard hinüber, so, als wollte er sagen: „Was sagst denn du zu dieser Situation? Soll man da lachen oder tun, als wenn man geschlafen hätte?“ Merkwürdigerweise nahm jedoch Gerhard von diesen Blicken keine Notiz, und so beeilte sich Steiner, im Zimmer drin Licht zu machen. Bei dieser Gelegenheit stolperte er über einen Stuhl und warf auf der Suche nach dem elektrischen Drücker den Rauchtisch mit allem, was darauf stand, um. Gerhard eilte dem Freund zu Hilfe. Und während die beiden

Männer gemeinsam unter Tischen und Stühlen nach den Rauchutensilien zu suchen begannen, glitt Frau Madeleine draußen wie ein Schatten der Balkonbrüstung entlang. Vor dem Liegestuhl in der Ecke blieb sie stehen und neigte sich vorsichtig zu dem stillen Träumer hinab.

„Meister,“ sagte sie leise, „Sie sind ein guter Mensch, ich glaube beinahe, Sie sollten ein Dichter werden.“

„Natürlich — Dichter soll er werden!“ bestätigte der Mond, und die Sterne begannen ein Spiel, das an Ausgelassenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Und nun löste sich gar ein großer funkelnder Stern und rief: „Macht Platz! Ich werde selbst zur Erde niederfahren und es ihm sagen, daß er ein Dichter werden soll!“

„Gute Nacht, Meister,“ flüsterte Frau Madeleine und entzog ihm lächelnd ihre Hand. Es war das erste Mal, daß sie lächelte, seitdem sie Franz Steffen zu Grabe getragen hatten.

## Traumfahrt

Adolf Frey zugeeignet.

Nun der Tag mich wieder meistert,  
Fühl ich, wird mein Auge blind,  
Und die Seele sucht entgeistert  
Züge, die dir eigen sind;  
  
Arme, zärtlich noch verschlungen,  
Recken sich verwaist empor,  
Laute, die mir hold geklungen,  
Summen leis noch um mein Ohr.  
  
Ach, umsonst im hellen Raume  
Such ich, Himmliche, dein Bild!  
Und doch warst du mein im Traume  
Jugendwarm und engelmild.  
  
Ledig aller Erdenschwere,  
Selig hielt ich deine Hand,  
Nahm uns auf die Blumenfähre,  
Und der Schiffer stieß vom Strand.  
  
Zwischen Kindheit und Erwachen,  
Ja, da warst du mir vertraut,  
Damals hört ich dieses Lachen,  
Lieblich wie ein Vogellaut!

Sag, wie bist du mir entchwunden?  
Rein Erinnern trug dich mehr.  
Bleib ich ewig dir verbunden?  
Kamst du mir von drüben her?  
  
Schweigend küßt' dein Mund im Gleiten  
Unsres Nachens, und dabei  
Rauschte wie in frühern Zeiten  
Erster Liebe Melodei,  
  
Da wir, Kinder, noch so sahen,  
Aneinander warm geschmiegt,  
Und die Welt um uns vergaßen,  
Wie von Geistern eingewiegt —  
  
Schöne Fahrt, du gingst zu Ende  
Mit des Traumes Kraft und Glut,  
Nur ein Gruß war's, gleich der Spende  
Für den Wandrer auf den Hut.  
  
Trink mein Feuer, blasser Schatten,  
Sei noch manche Nacht mein Gast!  
Nimmer soll dein Bild ermatten  
Bis zur letzten Erdenraast.

Paul Tilg, Zürich.